

Warum der Mensch zum Künstler wurde

Kunst ist nicht nur eine Lusttechnik, sondern auch ein Verständigungs- und Kommunikationsmittel

Von Professor Dr. Thomas Junker

Kinder singen und tanzen, sie malen Bilder und erzählen Geschichten – und sie tun dies freiwillig, mit großer Ernsthaftigkeit und mit Freude. Als Erwachsene führen sie ihre Spiele dann oft fort, und wenn sie einem Publikum gefallen und vor der Kritik bestehen können, nennen wir sie Kunst. All dies ist so vertraut, dass man leicht übersieht, wie ungewöhnlich dieses Verhalten aus biologischer Sicht ist. Es gibt zwar bei Tieren Verhaltensweisen, die an manche Formen der menschlichen Kunst erinnern. Bekannte Beispiele sind der Gesang der Amseln, der Federschmuck der Paradiesvögel und die Tänze der Birkhühner, aber dies bleibt auf besondere Situationen und Jahreszeiten beschränkt. Beim Menschen dagegen durchdringt das ästhetische Spiel alle Lebensbereiche, und so ist es nicht übertrieben zu sagen, dass die Menschen künstlerische Tiere sind.

Warum ist dies so? Warum ist die Kunst entstanden, wie funktioniert sie und welcher Zweck wird mit ihr verfolgt? In der Vergangenheit haben sich vor allem Philosophen, Kunsthistoriker, Psychologen, Soziologen und Künstler an der Beantwortung dieser Fragen versucht. In den letzten Jahrzehnten entdeckten auch Biologen dieses Thema für sich. Sie konnten belegen, dass es zweckmäßig ist, wenn wir bestimmte Körperformen und Bewegungen, Landschaften und Räume, Geräusche und Gerüche, Tiere und Pflanzen, Gegenstände und Ideen als schön oder als hässlich empfinden. Sie zeigten, dass klassische Themen der Kunst – Rivalität, Freundschaft und Verrat, romantische Liebe, sexuelles Begehren und Eifersucht, Ehre, Mut und Verzweiflung – eng mit biologischen Lebenszielen verknüpft sind.

Der biologische Nutzen der Kunst

Und sie argumentierten, dass die künstlerischen Talente und Interessen in der Natur der Menschen angelegt sind. Bei der Kunst lassen sich, ähnlich wie bei der Sprache oder bei Sitten und Gebräuchen, kulturelle Unterschiede beobachten, aber auch eine biologisch angelegte Gemeinsamkeit: die Fähigkeit, Kunstwerke herzustellen und sie als solche wahrzunehmen.

Wie die Anlage zu fühlen, zu sehen, zu denken und aufrecht zu laufen, müssen auch die künstlerischen Interessen und Talente in der Evolution unserer Vorfahren als ein neues Verhalten entstanden sein, das es vorher so nicht gegeben hatte. Wenn dies richtig ist, dann sind sie weder rein kulturelle Erfindungen noch ein überflüssiger Luxus, sondern ein unverzichtbarer Bestandteil der Natur des Menschen. Wenn man sich dann noch vergegenwärtigt, welche Summen für Museen und Kunstwerke, für Opernhäuser und Theater, für Kino- und Fernsehfilme aufgewendet werden, welche Bedeutung Kunst für das Leben des Einzelnen haben kann, ja dass vielen Menschen ein Leben ohne sie nicht lebenswert erscheint, dann lässt sich ein wie auch immer gearteter Nutzen kaum von der Hand weisen.

Und so spricht viel dafür, dass die Künste mehr sind als eine Lusttechnologie, mehr als eine Droge oder ein geistiger Süßstoff. Worin aber besteht ihr biologischer Zweck? Hierzu gibt es zwei alternative Modelle: Zum einen fasst man sie als Signal bei der Partnerwahl auf, man führt sie also auf die sexuelle Auslese zurück. Die Künste sollen Ornamente sein, mit denen die Künstler ihre handwerklichen und kreativen Talente demonstrieren. Ganz falsch ist diese Theorie sicher nicht. So-

lange ästhetisch aufwendige Dinge aber nur der Selbstdarstellung dienen, sind sie keine Kunstwerke, sondern Statussymbole und sexuelle Signale. Um zu Kunst zu werden, müssen sie von einem Publikum akzeptiert werden, indem sie mehr und anderes bieten als individuelle Selbstdarstellung.

Zum anderen wird versucht, die Kunst durch die natürliche Auslese zu erklären und ihr einen wichtigen Nutzen für das Überleben oder das Wohlergehen der Individuen zuzuschreiben. So wird beispielsweise argumentiert, dass mit Musik und Tanz, durch Erzählungen und Bilder gemeinsame Erlebnisse und Stimmungen erzeugt werden, die einen Fundus an positiven Gefühlen bereitstellen und so mit den in jeder Gemeinschaft notwendigen Kompromissen versöhnen. Dadurch sollen sie der emotionalen Entfremdung und dem Zerbrechen der Gemeinschaft entgegenwirken. Die Künste bilden sozusagen den emotionalen Kitt menschlicher Gruppen.

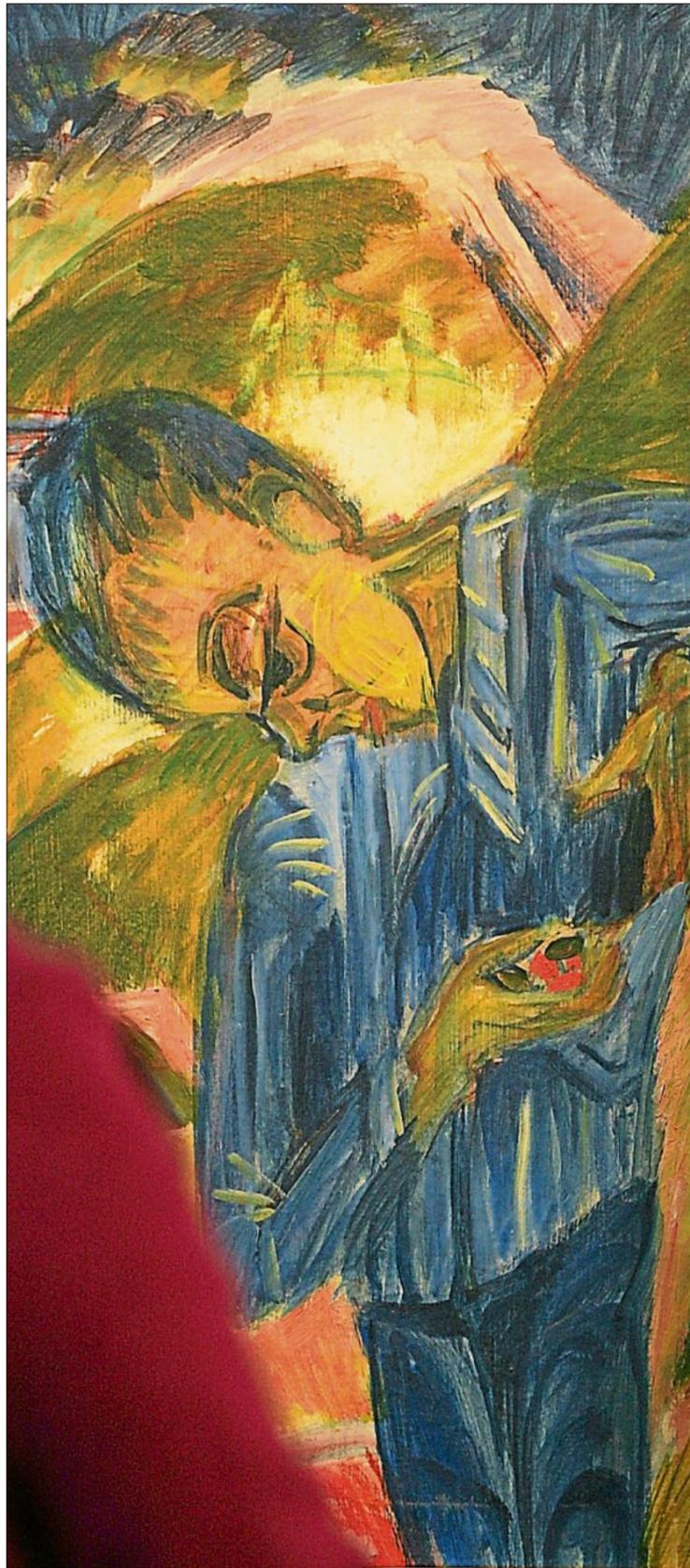
Und nicht zuletzt dienen die Künste der Kommunikation. Auf diesen Punkt haben schon die Philosophen und Künstler früherer Jahrhunderte aufmerksam gemacht: „Daher auch hat es immer geheißen“, schrieb Arthur Schopenhauer, „die Musik sei die Sprache des Gefühls und der Leidenschaft, so wie Worte die Sprache der Vernunft.“ Die Künste – nicht nur die Musik, sondern auch Bilder, Tänze, Häuser und Geschichten – wären also eine andere, eine zweite Art, mit der sich Menschen verständigen.

Üblicherweise wird nur die Kommunikation mit Hilfe von Lauten als Sprache bezeichnet. Damit ist sie aber nur ein Spezialfall eines extrem weit verbreiteten biologischen Phänomens. Der menschliche Körper beispielsweise könnte nicht existieren, wenn die einzelnen Zellen nicht ständig Informationen austauschen würden. Ihre Kommunikation beruht hauptsächlich auf chemischen Botenstoffen; ähnlich organisieren Ameisen ihre Staaten. Andere Tiere verwenden Körperhaltungen, Bewegungen und Farben, um über ihre emotionalen Zustände und Absichten zu informieren.

Der Himmel und die Hölle: „das sind die anderen“

Aus der Tatsache, dass bei einer Tierart visuelle Signale im Vordergrund stehen, folgt nicht, dass Laute, Berührungen, Gerüche, Geschmack und andere Formen der Kommunikation keine Rolle spielen, sondern die verschiedenen „Sprachen“ überlagern, verstärken und relativieren sich, so dass ein komplexes Gesamtsignal entsteht. Dies gilt auch für die Kunst. Ihr besonderer Reiz kann darin bestehen, mehrere „Sprachen“ mit ihren jeweils einzigartigen Qualitäten gleichzeitig zur Geltung zu bringen und so die simultane Darstellung sich ausschließender Affekte zu ermöglichen. Die Überlagerung verschiedener künstlerischer Ausdrucksformen wie Musik und Rede ermöglicht eine Mehrdeutigkeit, die den Widerstreit der Gefühle und Wünsche im Individuum und in einer Gemeinschaft abbildet und verstehbar macht. Beispiele sind das Theater mit Rede und Bühnenbild und im Besonderen natürlich die Oper, die mit der Musik noch eine weitere Dimension einbezieht.

Wenn die Kurtisane Violetta im zweiten Akt von Giuseppe Verdis „La Traviata“ in bewegenden Worten beklagt, dass sie ihren geliebten Alfredo verlassen muss, dann erzählt die Musik, dass dies nicht die ganze Wahrheit ist. Zunächst zögerlich, dann immer vernehmlicher mischen sich auch heitere Töne in ihre Klage, die sich bis zur Euphorie



Bilder wie Ernst Ludwig Kirchners „Knabe mit Vogel“ sind eine Kommunikationsform des Unbewussten und sorgen dort für Verständigung, wo Sprache versagt: Dadurch, dass die unterdrückten Gefühle der Aggression, Angst, Zuneigung, Eigenliebe und Sexualität verfremdet in einem Kunstwerk nachgeahmt werden, wird es möglich, sich indirekt über sie auszutauschen, ohne dass sie bewusst werden müssen.

Foto: Ingo Wagner, dpa

steigern und von den Verheißungen der Freiheit und von der Rückkehr in den Kreis ihrer Freunde künden. Eindrucksvoller kam man den Zwiespalt der Gefühle im Herzen jedes Menschen kaum auf die Bühne bringen.

Warum aber haben Menschen mit den Künsten eine zweite Sprache entwickelt? Was kann sie, was die normale Sprache nicht vermag? Die vielleicht wichtigste Antwort verweist auf die Ambivalenzen des sozialen Lebens. Das Leben in einer Gruppe bietet den Individuen Hilfe und Schutz gegen äußere Feinde, gleichzeitig wird die innere Konkurrenz zum maßgeblichen Selektionsfaktor. Je knapper Nahrung, Paarungspartner und andere Ressourcen sind, desto eher kommt es zu Konflikten. Die Folgen können dramatisch sein: „Die Hölle, das sind die anderen“, wie es bei Jean-Paul Sartre heißt. Aber, so wäre zu ergänzen, nicht nur die Hölle, sondern auch der Himmel, das sind die anderen.

Mindestens ebenso wichtig wie der Versuch, besser und erfolgreicher zu sein als die anderen Grup-

penmitglieder, ist in dieser Situation etwas anderes: Um zu verhindern, dass die innere Konkurrenz den Zusammenhalt zerstört, muss es Mechanismen geben, mit deren Hilfe sich Konflikte beilegen und gegenseitiges Wohlwollen und Vertrauen aufbauen lassen. Bei den Affen und Menschenaffen wird dies überwiegend durch gegenseitige Fellpflege erreicht (grooming), bei Bonobos haben sexuelle Kontakte eine ähnliche Funktion. Die Menschen haben eine ganze Reihe weiterer Methoden der Gemeinschaftsbildung entwickelt: Eine davon ist die Sprache, die es erlaubt, mit mehreren Personen gleichzeitig zu kommunizieren, andere sind Gemeinschaftsrituale – Mahlzeiten, Tänze, Schauspiele und Feste – oder gemeinsame Phantasien (Mythen).

Um einen zuverlässigen Austausch zu ermöglichen, muss dabei die Schwierigkeit überwunden werden, dass viele Wünsche und Gefühle nicht bewusst sind. Wie kann es zur Verständigung kommen, wenn die Individuen nichts mitteilen können oder wollen? Hier spielt die Kunst eine wichtige Rolle. Dadurch,

dass die unterdrückten Gefühle der Aggression, Angst, Eigenliebe und Sexualität verfremdet und auf der Bühne oder in einem Bild nachgeahmt werden, wird es möglich, sich indirekt über sie auszutauschen, ohne dass sie bewusst werden müssen. Die Betrachter können ihre „eigenen Phantasien nunmehr ohne jeden Vorwurf und ohne Schämen“ genießen und über sie sprechen, wie es bei Sigmund Freud hieß. Dadurch eröffnete die Kunst die Chance, tiefgreifende Interessenkonflikte auszutragen, ohne dass sich dies negativ auf das Gemeinschaftsgefühl auswirken muss.

Ein lebendiges Weltnaturerbe

Dass es beim gemeinsamen Betrachten emotionaler Filmszenen zu einer Synchronisierung der Gehirnaktivität der Zuschauer u. a. in dem für die Verarbeitung von Gefühlen zuständigen limbischen System kommt und dass dies eine effektive Möglichkeit ist, sich über Absichten und Handlungsoptionen auszutauschen, ließ sich auch in hirneurologischen Untersuchungen demonstrieren.

Warum wird die spezielle Sprache der Kunst oft besonders schön, aufwendig und verschwenderisch gestaltet? Die Antwort der Biologie ist, dass dieser Sicherungsmechanismus notwendig ist, um die Verlässlichkeit der Kommunikation über Gefühle und Wünsche zu gewährleisten. Die menschliche Sprache ist wegen der Willkürlichkeit der Wortbedeutungen und wegen der Möglichkeit, nicht-existente und nicht-anwesende Dinge zu thematisieren, in hohem Maße anfällig für Täuschungen und bedarf der Interpretation. Die Kommunikation über längst Vergangenes, über ferne Ziele und kühne Träume befreit die Gedankenspiele (das „Probhandeln“) aus den Fesseln der Wirklichkeit und ermöglicht weitreichende Planung und Voraussicht. Damit geht aber eine Einbuße an Verlässlichkeit einher, kulminierend in der Frage: Bezieht sich eine Aussage auf eine Tatsache oder auf einen Wunsch, auf ein wirkliches oder auf ein erfundenes Ereignis? Die Kostspieligkeit der Kunstwerke bildet hier durch den mit ihr verbundenen Aufwand einen gewissen Schutz. Der geforderte Aufwand hat den Zweck, die Ernsthaftigkeit der Solidarität der Individuen mit der Gemeinschaft zu garantieren.

Kunst, so kann man sagen, ist eine der eindrucksvollsten Erfindungen der Evolution. Wer über sie nachdenkt, der kommt kaum umhin, sie zu bewundern und zu verehren und sie im selben Atemzug abzulehnen und zu kritisieren. Wie jedes machtvolle Werkzeug kann sie schaden und nützen, einschläfern und das Bewusstsein erweitern, in die Isolation führen und Gemeinschaft stiften. Ihre inspirierenden und glückspendenden Eigenschaften, die unser Leben in einzigartiger Weise bereichern, können sich aber nur entfalten, wenn sie gefördert werden. Die Künste sind mehr als ein unersetzliches Weltkulturerbe – sie sind ein lebendiges Weltkulturerbe, das es zu bewahren gilt.

Info zum Autor

Thomas Junker lehrt Geschichte der Biowissenschaften an der Universität Tübingen. Von 1992–1995 war er Mitherausgeber von Darwins Briefwechsel in Cambridge (England). Er hat zahlreiche Bücher und Artikel zur Geschichte und Theorie der Evolutionsbiologie und Anthropologie veröffentlicht. Soeben ist im S. Hirzel Verlag sein Buch „Die Evolution der Phantasie. Wie der Mensch zum Künstler wurde“ (Stuttgart 2013, 225 Seiten mit 21 Abb., 24,90 Euro) erschienen.